

Einen Menschenchinder als Urahn

Ein Vorfahr des Genfer Schriftstellers Daniel de Roulet profitierte vom Schweizer Söldnerwesen. Wer rebellierte, den liess er rädern.

Julian Schütt

Von seinem Vater hat Daniel de Roulet einen goldgerahmten Stich geerbt, auf dem ein älterer Ahne mit Louis-XVI.-Perücke und stolzem Blick sowie Kriegskreuz abgebildet ist. Es handelt sich um Marquis Jacques-André Lullin de Châteauvieux, Brigadegeneral im Dienst Seiner Majestät des Königs von Frankreich und Besitzer eines Söldnerregiments.

Einen Aufstand seiner Söldner wegen des ausbleibenden Solds lässt er grausam niederschlagen. Es handelt sich um einen Menschenchinder ersten Grades, der weit von Genf sein Schloss besass. De Roulet heisst mit zweitem Vornamen wie sein Vorfahr Jacques-André.

Anschreiben gegen einen Übeltäter unter den Vorfahren

Er wollte den Stich schnell wieder loswerden, aber die Geschichte, die sich mit diesem «Übeltäter» verbindet, lässt den Autor nicht mehr los. Er meint in seinem Buch: «Gegen Vorfahren dieser Sorte anzuschreiben, kann einem helfen, den Kreis der Mörder zu verlassen.»

De Roulet sucht Archive auf, befragt Historiker, und es stellt sich heraus, dass sein Urahn nicht nur ein Schreckensmann war, sondern auch ein hemmungsloser Opportunist, der sich während der Französischen Revolution geschickt unauffällig verhielt, ehe er nach Napoleons Machtantritt wieder aufkam und sich in dessen Dienste begab. Später feierte er die Restauration.

Es gibt ein Denkmal über ihn, auf dem seine Schlachten verzeichnet sind. Angefügt ist auch sein Wunsch, dass die Nachfahren sein Andenken in Ehren halten mögen. «Sie in Ehren halten, Marquis?», fragt de Roulet sarkastisch, und sagt im selben Atemzug, dass es über Söldner, die der Ahne bedenkenlos geopfert hat, kaum Archivmaterial oder gar persönliche Gedenksteine gebe. Über sie gebe es keine Strassenschilder. Ihr Martyrium und Elend ist kaum irgendwo verzeichnet. Ihre Namen tauchen nur auf, wenn sie sich reinen verhalten haben und ins Register einer Strafanstalt eingetragen wurden.

«Die Mächtigen», so schreibt der Autor, «erdrücken einen mit ihrem Erfolg. Ihren Sklaven, den weniger vom Glück Begünstigten, erteilt nur die Literatur das Wort.» Einen höheren Stellenwert kann das Schreiben von Büchern gar nicht haben als bei Daniel



Aufdecken, was unter den Teppich gekehrt wird: Autor Daniel de Roulet. Bild: Aysel Yavas

de Roulet, der vor ein paar Tagen seinen 80. Geburtstag feiern konnte.

Er greift gern Stoffe auf, die von der Politik unter den Teppich gekehrt werden, und stellt sich damit in die Tradition von Autoren wie Niklaus Meienberg, der Geschichtliches, riskant Politisches und Literatur zusammenbringen wollte.

Nur der Roman schafft es, Wahrheiten aufzudecken

Wie mir de Roulet einmal keck in einem Gespräch gestand, «bleibt nur der Roman, um eine unerwünschte Wahrheit ans Licht zu holen und zu hinterfragen». Die Literatur sei imstande, «un autre récit», eine andere Erzählung, zu liefern, als sie die Mächtigen wünschen. Im Roman «Staatsräson» von 2021 thematisierte er die Jurafrage und was sie mit dem deutschen RAF-Terrorverband. Verschiedene Personen verschwanden damals, und die Akten sind bis heute unter Verschluss.

Im neuen Roman «Die rote Mütze» ist es der ungeliebte aristokratische Vorfahr und sein Söldnerregiment. Mit Recherche und Imagination zeichnet de Roulet die Geschichte eines realen 19-jährigen Söldners namens Samuel Bouchaye auf.

Samuel will wie die meisten Kameraden nicht Soldat werden. Er schwärmt für Rousseaus Ideen und beteiligt sich an der friedlichen Genfer Revolution von 1782, als Citoyens ohne Gewalt eine neue demokratische und freie Republik organisieren. Die geflohenen Patrizier jammern in Versailles, Bern und bei den Savoyarden. Drei Armeen ziehen gegen Genf. Die Revolutionäre müssen fliehen.

Schweizer Söldner bringen sich gegenseitig um

In der Not heuert Samuel im Söldnerregiment von Châteauvieux an. Es ist wie eine Kapitulation. Während der Französischen Revolution muss er wie 24 000

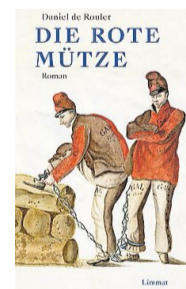
andere Schweizer Söldner den französischen König gegen die Aufständischen verteidigen. Als der Sold ausbleibt, beginnen die Söldner ihrerseits zu rebellieren. Andere Truppen werden gegen sie eingesetzt. Es kommt zu brutalen Kämpfen, in denen auch Tausende von Schweizer Söldnern aufeinander losgehen und sich gegenseitig umbringen.

Die überlebenden Aufständischen werden hart bestraft, manche enden am Galgen, einer wird exemplarisch besonders hart verurteilt und bei lebendigem Leib gerädert. Für diese drakonische Strafe soll auch de Roulets Vorfahr plädiert haben. Samuel wird zu dreissig Jahren Zwangsarbeit in ein Straflager in Brest gesteckt, wo jeder dritte Häftling stirbt.

Zum Glück ändern sich die Zeiten wieder. Die Nationalversammlung beschliesst 1992 die Freilassung der Schweizer Söldner. Sie gelten nun als Helden und Märtyrer, die sich der Böswilligkeit aristokratischer Offiziere wi-

dersetzten. Ihre roten Mützen sind ein Symbol der Freiheit und Gleichheit.

Einmal mehr bürstet Daniel de Roulet ein nur spärlich beleuchtetes Stück Schweizer Geschichte gegen den Strich, zeigt in seinem Vorfahren Châteauvieux einen Profiteur des Söldnerwesens und in Samuel und seinen Kameraden junge Soldaten, die in fremden Diensten vor allem litten und ausgenutzt wurden. Und wie immer findet dieser Autor für seinen Stoff eine elegante schlichte, aber mitreissende Form.



Daniel de Roulet: Die rote Mütze. Limmat-Verlag, Zürich. 168 Seiten

«Ich sage immer, ich bin ein Jugo»

Krieg, Gastarbeit, auseinandergerissene Familien: Mit Trauer und Stolz erzählen 21 Migrantinnen und Migranten eindrücklich vom Überleben und vom neuen Leben in der Schweiz.

Hansruedi Kugler

Dieser provokative Satz von Nikola Burić steht stellvertretend für die zornige, bittere Wehmut dieser 21 Menschen aus Ex-Jugoslawien: «Ich sage immer, ich bin ein Jugo.» Die heute abwertende Bezeichnung kehrt er trotz um in ein Statement zu seiner Identität. Eine Identität, die zerbrochen ist. Zwar sind die Kriege in Slowenien, Kroatien, Bosnien und Kosovo schon über zwanzig Jahre aus den Schlagzeilen verschwunden. Aber der Horror der Vertreibungen, Morde, Vergewaltigungen, der Flucht und der Zerstörungen wird in diesem Buch auf die Ebene der normalen Menschen gestellt. Denn diese, so sagt Samra Salaga-Nefic, seien trau-

rig über den Verlust des einstigen Zusammenlebens mit vielen Religionen, Ethnien und Sprachen und seien verbittert über den heutigen nationalistischen Hass, den Politiker aus Machtkalkül geschürt hätten.

Man spürt die gewaltige historische Last, die sie tragen

Auf einer spontanen, vorerst ziellosen Reise mit ihrem VW-Bus blieb die Berner Theaterfrau Annemarie Morgenegg 2019 im Westbalkan hängen – wegen der grossartigen Gastfreundschaft und der wunderschönen Natur. Viel zu wenig hatte sie sich mit der Region beschäftigt, lernte nun Menschen kennen, deren Freunde und Verwandte in alle Welt verstreut

waren. Zurück in der Schweiz, wollte sie von diesen Flüchtlingen, Migrantinnen und Migranten hören, was in ihrem «Lebensrucksack» steckt. Daraus ist ein eindrückliches, sehr menschliches Buch geworden.

Und dieser Rucksack ist schwer, ist übertoll mit Erinnerungen an Kriegsgräuere, zerrissene Familien wegen Gastarbeiterschicksalen, aber auch mit Zuversicht für die Zukunft ihrer Kinder und manchmal sogar mit Versöhnlichkeit. Trotz Wiederholungen bietet das Buch eine enorme Vielfalt an Biografien und Lebenseinstellungen. Wenn sich Samra Salaga-Nefic an ihre Abschlussprüfung in Sarajevo erinnert, an einen Tag, an dem 2000 Granaten auf die eingeschlossene Stadt abgefeuert wurden,

ist das erschütternd. Dasselbe, wenn Enis Kuqi von der brutalen Vertreibung der Albaner aus Kosovo erzählt oder wenn Adnan Hasanovic, der beim Massenmord von Srebrenica Vater und Bruder verlor, sagt, die Serben seien schlimmer als Hitler, «und Europa hat nur zugeschaut». Dann spürt man die unfassbare historische Last, die diese Menschen aus Ex-Jugoslawien tragen müssen. Eine giftige Last, die erst in zwei Generationen leichter werde, falls es Serbien schaffe, die Schuld einzuzugestehen, sich nicht als Opfer des Westens zu sehen, hofft Enis Kuqi.

Offen und reflektiert erzählen die 21 auch vom schwierigen Ankommen in der Schweiz, wenn etwa ein Ingenieur plötzlich auf dem Sozialamt

landet. Aber man liest ebenso vom Staunen über Schweizer Eigenarten, etwa, dass alle um 12 Uhr Hunger haben. Und nicht zuletzt vom Stolz, in der Schweiz ein Unternehmen gegründet zu haben, den Sohn im Eishockeyclub zu erleben, die Kinder zu fleissigen Lehrlingen heranwachsen zu sehen.



Annemarie Morgenegg (Hg.): Für dich öffne ich meine Schublade. Menschen aus Ex-Jugoslawien erzählen. Verlag Sage und schreibe, 287 S.